



Leseprobe aus: Burzan, Methodenplurale Forschung

ISBN 978-3-7799-4486-7 © 2016 Beltz Verlag, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-4486-7>

1 Einleitung

Während meines Studiums hatte ich das Glück, frühzeitig so genannte quantitative ebenso wie so genannte qualitative Methoden kennenzulernen. Zum einen studierte ich an einer Universität, an der die quantitativen Methoden mitsamt Statistik zu der Zeit den unbestrittenen Mainstream empirischer Sozialforschung darstellten. Zum anderen war ich als studentische Mitarbeiterin an einer anderen Universität beschäftigt, wo ich bald ausgehend von der Biographieforschung einschlägige qualitative Methoden kennenlernte. Die Vorgehensweise in Studien, in denen beide Methodenstränge Anwendung fanden, erachtete ich also gar nicht als etwas Besonderes oder Erstaunliches. Ein prominentes Beispiel dafür ist die Marienthal-Studie vom Anfang der 1930er Jahre (Jahoda et al. 1975). Das Forscherteam führte vielfältige Untersuchungen in einem Dorf durch, in dem die Mehrheit der Bewohner und Bewohnerinnen durch die Schließung einer Fabrik betroffen war. Die Forschenden beobachteten z.B. umfangreich vor Ort, redeten in mehr oder weniger formalisierten Gesprächssituationen mit den Menschen, zählten aber auch die Sekunden, die jemand brauchte, um als Fußgänger einen bestimmten Streckenabschnitt zurückzulegen (was neben anderen Befunden in die Charakterisierung einer ‚müden Gemeinschaft‘ mündete). Obwohl mein Studium nun schon eine ganze Weile zurückliegt, ist es nach wie vor nicht selbstverständlich, Studierenden und Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern den methodischen Werkzeugkasten in umfangreicher Weise nahezubringen. Die ‚Gräben‘ zwischen den Haltungen dazu, welche Art von Forschungsfragen man in welcher Weise empirisch beantworten könnte und sollte, sind oft weiterhin groß.

Zugleich gibt es mittlerweile eine gewisse Popularität von ‚Mixed Methods‘ oder anderen Bezeichnungen für Methodenverknüpfungen. So hört und liest man immer wieder an verschiedenen Orten, angesichts komplexer Forschungsfragen seien auch komplexe methodische Herangehensweisen erforderlich, am besten in Form innovativer Methodenverknüpfungen. Oder es seien sogar nur methodenverknüpfende Forschungsansätze in der Lage, schwerwiegende Probleme zu lösen (Mertens 2015: 3 etwa spricht von „wicked problems“). Auf den zweiten Blick ist diese Haltung jedoch zu hinterfragen. Heißt das etwa, dass man beispielsweise vor dreißig Jahren noch wesentlich weniger komplexe Forschungsfragen gestellt hat? (bzw. hat man es mit einer oder mit mehreren Forschungsfragen zu tun?) Und warum sollte

nicht eine – passende und solide angewandte – Methode eine bestimmte (komplexe) Fragestellung gut empirisch klären können? Schließlich: Was ist mit den methodologischen Gräben zwischen quantitativer und qualitativer Sozialforschung geschehen, hat man sie konsensuell als ideologische Verirrung ‚zugeschüttet‘ bzw. beseitigt?

Dieser Band möchte sich den – unbestrittenen – Chancen, aber ebenso den Herausforderungen methodenpluralen Forschens zuwenden, und zwar auch – aber keineswegs ausschließlich – über die Grenzen sogenannter qualitativer und quantitativer Methoden hinweg. Verbreiteter im englischsprachigen, in den letzten Jahren auch im deutschsprachigen Raum gibt es zwar zum einen Publikationen zu Methodenkombinationen, Triangulationen, Mixed Methods-Designs etc. (unter deutschsprachigen Veröffentlichungen vgl. z.B. Seipel/Rieker 2003, Kelle 2007, Flick 2011, Kuckartz 2014), bei denen man jedoch zuweilen einen systematischen Blick auf Grenzen oder Lösungsansätze für Herausforderungen von Methodenverknüpfungen vermisst. Zum anderen nehmen – neben nach wie vor ‚bekennenden‘ monomethodischen Arbeiten – Forschungen auf der Basis methodischer Verknüpfungen zu, sowohl in disziplinären als auch oft in multi- und interdisziplinären Zusammenhängen. Nicht durchgängig kann man dabei jedoch eine Reflexion dazu feststellen, inwiefern eine Verschränkung oder Integration stattfindet, an welche Grenzen diese stößt etc. Kombiniert man eigentlich Methoden (welcher Art) oder Daten? Können sich Teilergebnisse prinzipiell widersprechen? Beziehen sich die Daten bzw. Befunde auf das Gleiche oder zumindest auf Vergleichbares? Treffen Varianten einer Forschungslogik oder verschiedene Logiken aufeinander? Dieses Buch soll unter anderem eine Hilfestellung dafür bieten, methodenplurales Vorgehen einzuordnen, zu reflektieren und daraufhin zu optimieren, was zuweilen auch bedeuten kann, die eigenen Ansprüche hinsichtlich der Ziele, die mit der Verknüpfung erreichbar sind, zu senken. Somit sollen diese Informationen und Reflexionsanregungen einerseits ein Bild von ‚Easy Mixed Methods‘ erschüttern, andererseits aber auch Zuversicht verleihen, um für explizierte Herausforderungen Lösungen zu finden. Voraussetzung dafür ist in jedem Fall eine solide Methodenkompetenz in allen verwendeten methodischen Strängen – eine Kompetenz, die im Forschungsalltag durchaus nicht als trivial vorausgesetzt werden kann.

In einem Workshop sagte mir eine Doktorandin, sie würde mich am liebsten in ihre Tasche packen, um mich immer herauszuholen, wenn sie eine Frage zur Methodenverknüpfung habe. Diesen Wunsch kann und mag ich ihr nicht erfüllen, stattdessen kann aber vielleicht dieses Buch – eigene Forschungserfahrungen begleitend und ergänzend – einige Antworten, Anregungen und Orientierungen geben.

Dass dieses Buch entstehen konnte, ist nicht allein meinem Interesse für reflektierte Methodenverknüpfungen zu verdanken, sondern auch Soziologinnen und Soziologen, die mit mir über Methodenverknüpfungen diskutiert und mich so zu Konkretisierungen und Klarstellungen angeregt haben. In der Phase der konkreten Buchentstehung waren dies insbesondere Ronald Hitzler und Jennifer Eickelmann, zudem Silke Kohrs und Miriam Schad als ‚Erstleserinnen‘, Patrick İşıksaçan, der das Literaturverzeichnis in Form gebracht hat, und Frank Engelhardt vom Verlag Beltz Juventa. Letzterer hat nicht nur die Idee zu dieser Buchreihe interessiert aufgegriffen, sondern sich auch von meinem ersten Arbeitstitel („Die deutsche Antwort auf Mixed Methods“) nicht abschrecken lassen. Ich danke ihnen allen!

Doch zurück zum Inhalt: Warum und wann ist es sinnvoll, methodenplural zu forschen?

1.1 Allgemeine Ziele und Herausforderungen methodenpluralen Forschens

Um welche *Ziele* kann es bei der Verknüpfung von Methoden gehen, wenn ihre Anwendung eben nicht Selbstzweck bleiben soll? Grundsätzlich zielt die Methodenverknüpfung darauf, den *Forschungsgegenstand in möglichst komplexer Weise, eventuell aus unterschiedlichen Perspektiven heraus empirisch zu erfassen*. Noch jenseits konkreter methodischer Verfahren geht es dabei somit *erstens* darum, seine eigene Rolle und Perspektive als Forscherin oder Forscher mit Hilfe verschiedener Zugänge zum Gegenstand zu reflektieren. Vielleicht werden Vorannahmen oder erste Eindrücke nicht durch die eine, aber durch die andere Methode irritiert. *Zweitens* wird die Vergleichbarkeit von Logiken und Befunden ausgelotet – ebenfalls mit dem Ziel der Reflexion, an welcher Stelle man nicht unmittelbar vergleichbare Aspekte einer übergreifenden Fragestellung *ergänzt* (wenn man z.B. Einstellungen der Bevölkerung zur Integration von Migrantinnen und Migranten anhand von Befragungen und mediale Diskurse per Inhaltsanalyse zum gleichen Thema heranzieht) oder inwiefern eine *Verschränkung* der ‚Erträge‘ aus unterschiedlichen Herangehensweisen möglich ist (wenn man z.B. Abläufe in einem Betrieb beobachtet und Gespräche mit Betriebsangehörigen führt). Erst diese Reflexionen befähigen dann dazu, genauer beschreiben zu können, in welcher Weise man den Gegenstand mit Hilfe der Methodenverknüpfung in komplexerer Weise erfasst hat.

Auf der Ebene verschiedener Verknüpfungsdesigns kann diese grundsätzliche Intention im Weiteren in verschiedene Richtungen konkretisiert werden, z.B. in die Richtung von Vorstudien, Vertiefungen, Verallgemeinerungen oder komplementären Ergänzungen (s. dazu Kap. 3).

Die knappen Ausblicke auf die Möglichkeiten der Methodenverknüpfung deuten allerdings zugleich auch schon ihre *Grenzen* an: Nicht in jedem Fall wird es so sein, dass Vergleichbarkeit, also der Bezug auf das gleiche Phänomen, mit unterschiedlichen Methoden gegeben ist oder dass ein Forscher mit Hilfe eines methodenpluralen Zugangs Schwächen einzelner Methoden nicht nur erkennen, sondern auch beheben kann. Ein Gegenstand wird durch unterschiedliche Methoden unterschiedlich kontextualisiert, so dass man ihn dabei nicht am ‚Schnittpunkt‘ einer Summe von Perspektiven erfasst – so drückt es beispielsweise Helga Kelle aus, die am Beispiel einer Untersuchung über die Praxis des Lästerns in der Schule zeigt, dass „die Beschränkungen der Einzelverfahren sich nicht ohne Verluste durch ihre ‚Verschneidung‘ überwinden lassen“ (Kelle 2001: 202).

Bergman (2011: 274–275) nennt mehrere grundsätzlich problematische Begründungen für (quantitative und qualitative Methoden verknüpfende) Mixed Methods-Designs: Unter anderem ist demzufolge eine ergänzende Perspektive nur eine notwendige, jedoch keine hinreichende Begründung für Mixed Methods – denn dies gilt prinzipiell für alle zusätzlichen Daten oder Analysen. Zudem ist es eine irriige Annahme, dass Ganzheitlichkeit möglich sei, u.a. in dem Sinne, dass Multiperspektivität zu ‚objektiven‘ Ergebnissen führen könne. Und weiterhin sind Mixed Methods kein Selbstzweck, denn sie sind nicht per se besser als monomethodische Zugänge. Angesichts des Nutzens von Mixed Methods, den Bergman gleichwohl sieht, erwartet er für die Zukunft einen gedämpften Optimismus in Bezug darauf, dass Mixed Methods zu mehr Ganzheitlichkeit und mehr Objektivität führen könnten.

Hesse-Biber (2015) nennt als Herausforderungen u.a. die Überschreitung von Grenzen zwischen Forschungsansätzen und Disziplinen, die Fähigkeit, trotz gewisser Formalisierungen multimethodischen Forschens in einer Etablierungsphase dieser Forschungsrichtung aufgeschlossen zu bleiben für flexible Vorgehensweisen und Weiterentwicklungen, und auf einer praktischen Ebene die Klärung von Bedeutungen und Integrationsweisen verschiedener Datensorten im Forschungsprozess. Dies kann es durchaus erforderlich machen, dass Forschende ihre methodische und theoretische ‚Komfortzone‘ verlassen müssen, um Methodenverknüpfungen sinnvoll durchführen zu können (Hesse-Biber 2015: 41).

Das sind nur einige Beispiele für (teilweise durchaus überwindbare oder hinnehmbare) Grenzen und Herausforderungen, die den Potenzialen von Methodenverknüpfungen gegenüberstehen. Im Zusammenhang mit konkreten Verknüpfungsdesigns wird im Einzelnen darauf zurückzukommen sein (Kap. 3).

Weiterhin genügt ein Bekenntnis zur Offenheit für Methodenverknüpfungen und zur Überwindung unfruchtbarer Gräben zwischen qualitativer

und quantitativer Forschung nicht, um ihre unterschiedlichen Logiken kombinieren zu können. Vielmehr ist es notwendig, diese Unterschiede zu reflektieren, um Schnittstellen und Ergänzungen konstruktiv nutzen zu können. Dazu ein punktuelles Beispiel: In einer Beobachtungssituation nach quantitativer Logik bemüht sich der Forschende, Situationen möglichst vergleichbar zu halten und als Beobachterin keinen Einfluss auf das Geschehen auszuüben. Levine (1998: 37) etwa verglich die Gehgeschwindigkeit von Fußgängern in Großstädten verschiedener Länder, indem er die Beobachtungssituation möglichst standardisierte: Er beobachtete an klaren Sommertagen auf ebenen Strecken während der Hauptgeschäftszeit an verschiedenen Ladestraßen etc. (vgl. auch Burzan 2015b: 77). Die Standardisierung dient dabei als methodischer Weg der Optimierung von Zuverlässigkeit und Gültigkeit. Nach qualitativer Logik wären solche Versuche der Situationsstandardisierung kontraproduktiv. Es geht demzufolge gerade darum, relevante Situationskontexte und ihre Wirkung herauszuarbeiten, und zwar auch solche, die sich nicht durch ein vorab erstelltes Konzept vorhersehen lassen. Zu diesem Vorgehen gehört es zudem, seine Rolle als Forschender und (mehr oder weniger intensiv) teilnehmender Beobachter sorgfältig zu reflektieren und für einen Erkenntnisgewinn zu nutzen, um auch hier letztlich zu im weiteren Sinne gültigen Resultaten zu gelangen.

Wie lässt nun der Hinweis auf eine eigene undogmatische Haltung diesen Widerspruch verschwinden? Ich denke: in ein und derselben Erhebungssituation *überhaupt nicht*. Es wäre in einem konkreten Forschungszusammenhang zu überlegen, ob sowohl offene als auch standardisierte Beobachtungen sinnvoll angewendet werden können, um entweder komplementäre oder stärker aufeinander bezogene Teilergebnisse zu erzielen. Die prinzipielle Widersprüchlichkeit der Erhebungslogiken sollte dabei allerdings gerade nicht geleugnet werden.

Udo Kelle (2007) beispielsweise reflektiert unterschiedliche methodologische und erkenntnistheoretische Hintergründe in seiner Argumentation für Methodenverknüpfungen. Er begründet die prinzipielle Notwendigkeit der Nutzung sowohl quantitativer als auch qualitativer Methoden damit, dass der *Gegenstand* empirischer Sozialforschung in *Strukturen begrenzter Reichweite* besteht. Es geht also um Regelmäßigkeiten oder „Strukturen, die situationsübergreifend sind, ohne raum-zeitlich universelle Gültigkeit zu besitzen“, und die mehr oder weniger raschem sozialem Wandel unterliegen können (2007: 77). Wenn zum einen vielfältige, plurale Strukturen und deren Veränderungen im Zeitverlauf beschrieben werden sollen (z.B. eine sinkende Geburtenrate unter Akademikerinnen), kommen dafür vor allem *quantitative* Methoden in Frage. Weil Handlungserklärungen allerdings nicht vollständig aus allgemeinen Theorien ableitbar sind, bedarf es konkretisierender

Brückenhypothesen mit Gegenstandsbezug, mithin einer empirisch begründeten Theoriebildung. Beispielsweise klärt die Annahme rationalen Handelns allein nicht, ob Akademikerinnen sich für oder gegen das Zusammenleben mit Kindern entscheiden. Für die Herausarbeitung solcher Brückenhypothesen sind laut Kelle *qualitative* Methoden in besonderem Maße geeignet. Im Weiteren kann ein – häufig „qualitativ“ zugeordnetes – Verstehen von Sinn *quantitativ* ergänzt werden durch Analysen der Geltungsreichweite gefundener Zusammenhänge. Zudem besteht sowohl bei qualitativen als auch bei quantitativen Methoden in Bezug auf ein generelles Ziel der empirischen Sozialforschung, die Herstellung von Kausalbezügen, die Gefahr von Fehlschlüssen, die durch quantitative *und* qualitative Analysen der Fragestellung eine größere Entdeckungschance aufweisen. Das Potential qualitativer Methoden liegt dabei eben vor allem in der Exploration von Handlungsbedingungen und der empirisch begründeten Erklärung von Handlungsregeln mittlerer Reichweite. Statistische Verfahren können auch ohne vollständige Kenntnis wirksamer Handlungsbedingungen (schwache) Kausalzusammenhänge durch Varianzaufklärung aufdecken und zudem die Geltungsreichweite von Befunden einordnen helfen. Im Idealfall führen verknüpfte quantitative und qualitative Methoden somit zu einem zugleich umfassenderen und valideren Bild des Forschungsgegenstands (Kelle 2007: 261).

Kelles Argumentation gehört sicherlich zu den reflektiertesten, die in der Mixed Methods-Debatte (im weiteren Sinne) zu finden sind (vgl. auch Burzan 2009). Seine Argumente sind nichtsdestoweniger nicht ganz neu und erinnern an die Gegenüberstellung von theorieentwickelnden (qualitativen) und theorie- oder hypothesentestenden (quantitativen) Methodensträngen. Es wird unter anderem also das grundsätzliche Verhältnis von Theorie und Empirie thematisiert (vgl. Kalthoff et al. 2008). Langandauernde kontroverse Debatten haben gezeigt, dass die Möglichkeit einer solchen ‚harmonischen‘ Arbeitsteilung oftmals angezweifelt wurde. Die Debatte soll hier nicht nachgezeichnet werden (vgl. zur Entwicklung der Methodenstränge z.B. Seipel/Rieker 2003: Kap. 1), als Beispiel für den Zweifel an der harmonischen Verknüpfung dient eine Formulierung von Reichertz (2008: 132): „Ein Ozean trennt die beiden [qualitativen und quantitativen, N.B.] Kulturen ... Quantitative und qualitative Forschung sind nicht nur durch die Methoden getrennt, sondern vor allem und wesentlich: durch die Kultur, deren Ausdruck die Methoden sind.“ (Reichertz 2008: 132). Kultur deutet hier auf einen Bedeutungsrahmen, unter anderem auf erkenntnistheoretische Grundlagen der Forschung hin, die so grundsätzliche Fragen betreffen wie die, inwieweit der Forschungsgegenstand als gegeben oder als situativ immer wieder neu zu konstruieren angesehen wird. Die Diagnose erkenntnistheoretischer Unterschiede muss jedoch nicht zwangsläufig zur Resignation im Sinne einer Ab-

lehnung jeglicher methodenpluraler Forschung führen. Vielmehr sind potentielle Erkenntnisgewinne jeweils gegenstandsbezogen (wie ja auch Kelle betont) sorgfältig zu reflektieren.

In diesem einleitenden Kapitel sollen solche allgemeinen Hinweise auf Potentiale und Grenzen der Methodenverknüpfung genügen, um zu verdeutlichen, dass eine reflektierte Methodenpluralität einen konstruktiven Beitrag für die Forschung leisten kann. Die weiteren Kapitel werden diese Möglichkeiten und Grenzen konkretisieren.

Zunächst werden in *Kapitel 2* einige Grundlagen der Methodenverknüpfung angesprochen mit Ausführungen über Begriffe und Konzepte: Wann kann man überhaupt von Methodenpluralität sprechen, was kennzeichnet quantitative, qualitative und interpretative Komponenten, worin unterscheiden sich Mixed Methods und Triangulation, und wann handelt es sich um Methodenverknüpfungen im Vergleich zu Methoden, die eher in sich eine Mischform darstellen?

In *Kapitel 3* werden verschiedene Verknüpfungsdessigns mit ihren Chancen und Herausforderungen ausführlich diskutiert sowie einigen gängigen Systematisierungen von Designs gegenübergestellt.

In *Kapitel 4* werden einige ergänzende Fragen beantwortet, für die die Kenntnis der Grundlagen und Designs eine sinnvolle Basis darstellt. Es wird die Frage aufgenommen, ob eigentlich Methoden, Daten oder Ergebnisse verknüpft werden. Zudem geht es um das Arbeiten im Team, Samplingstrategien und die Frage, ob es in der methodenpluralen Forschung charakteristische Formen der Ergebnisdarstellung gibt. Schließlich wird die Ethnographie als ein Forschungsansatz gekennzeichnet, der auf spezifische Art per se methodenplural angelegt ist.

Punktuelle Beispiele ziehen sich durch das gesamte Buch. In *Kapitel 5* werden diese zusätzlich durch eine ausführliche methodenkritische Darstellung einiger Untersuchungen aus der Fachliteratur (5.1) sowie aus einem eigenen Forschungsprojekt zur Erlebnisorientierung im Kontext von Museen (5.2) ergänzt.

Im abschließenden *Kapitel 6* werden Chancen, An- und Herausforderungen methodenpluraler Forschung nochmals zusammengefasst und ein Ausblick geliefert. Erhellend sollten die Ausführungen somit sowohl für Leserinnen sein, die selbst methodenplural forschen (wollen), als auch für diejenigen, die mit einem kompetenten Blick methodenplurale Forschung – mit welchem konkreten Etikett sie auch versehen sein mag – einschätzen können möchten und sich über die wichtigsten Aspekte und Kontroversen informieren wollen.